

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 4

Artikel: Gundolfs Kleist
Autor: Wandrey, Gonrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GUNDOLFS KLEIST

I

Man wird bei einem Buche, das seit geraumer Zeit die öffentliche Meinung beschäftigt, gut tun, nach dem Bedürfnis zu fragen, aus dem heraus es entstanden ist. Gundolfs Werke sind, bei allem Unterschied des Gehaltes und der Darstellung, so spürbar vom gleichen Grunde aufgewachsen und von derselben Gesinnung getragen, dass kaum missverstanden wird, wer diese Ursprünge sich gegenwärtig hält.

Schon die weiten Durchblicke und Zusammenfassungen in *Shakespeare und der deutsche Geist* ließen einen forschenden Sinn erkennen, der belebt und beflügelt war von der glühenden Schau einer übermächtigen Gestalt. Mochte Shakespeare auch mehr Voraussetzung und Mittel als Inhalt und Gegenstand dieser Kräftegeschichte der neueren deutschen Literatur sein, so war eben damit doch auf die Mitte von Gundolfs Wesen und Betrachtungsart hingewiesen, die keine Formel knapper umschreiben könnte als der Satz aus *Dichter und Helden*: „Die Verehrung der großen Menschen ist entweder religiös oder sie ist wertlos“. Ausschließlicher und verpflichtender als die individuellen Charakteristiker, die man aus den Historikern des neunzehnten Jahrhunderts ihm vergleichen könnte, wird Gundolf ein geborener Gestalten-Seher genannt werden müssen: ausschließlicher — weil ihm das geschichtliche Werden, der Fluß der ewigen Kräfte und zeitbestimmenden Tendenzen gar nicht anders fassbar ist als in der sichtbaren Aufgipfelung der großen Menschen, verpflichtender — weil diese Aufgipfelung ihm nicht Schmuck und Schauspiel des verschwenderisch reichen Lebens bleibt, wie die Historie es ausbreitet, sondern strengen Anspruch und gegenwärtige Verpflichtung bedeutet. Über das Goethe-Buch zum *George* hin wird diese eingeborne Haltung Gundolfs immer deutlicher, Dichter und Dichtung sind hier etwas wesenhaft anderes, als was sie den Fachgelehrten und schöngeistigen Liebhabern sind. Was diesen Stoff und Gegenstand bleibt, wenn auch mit noch so treuem Fleiß geschichteter, mit noch so regem Interesse ergriffener, das wird ihm zu Kraft und Wirkung, zu Kraft, die nicht nur war, sondern noch ist, zu Wirkung, die nicht nur ein Teilhaftes im Menschen anrührt, sondern den ganzen Menschen hinnimmt, ja verwandelt.

Damit ist der Maßstab gegeben, an dem allein die Gundolfschen Bücher gemessen werden können: es geht nicht an, was als Einheit gewachsen ist und als Einheit sich darbietet, mit partiellen Ansprüchen zu behelligen und den Forscher vom Forderer zu trennen. Sie sind Zeichen religiöser Verehrung großer Menschen, man muss sie als Ganzes bejahen oder rundweg ablehnen. Denn was an Reichtum der Einsichten, an Fülle der Beziehungen, an Sicherheit des sprachlichen Griffs, an Reinlichkeit und Energie des Denkens in diesen Werken bestechen und auch den Widerstrebenden mit fortreißen mag, ist Frucht des gleichen Bodens, Zeugnis der einen und selben Mitte: dass ein gläubig Hingebener das Große als ein unbedingt Großes, das Lebendige als ein ewig Lebendiges zu erfahren und zu vermitteln weiß.

Nietzsches Mahnung, dass nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart das Vergangene gedeutet werden dürfe, heut bis zur Unwirksamkeit zerredet von den theoretisch Erörternden, ist in Gundolf aus Wissen und Wollen zu Trieb und Blut geworden, er hat in seinem *George* die Kraft gekündet und den Meister bekannt, der unter gegenwärtigen Menschen ihm das gestalthafte

Maß des Lebens verkörpert; wenn sein *Goethe* endlich ein gewichtiges, rundum plastisches Standbild des umfänglichsten Deutschen der Vergangenheit aufzurichten vermochte, wenn er zum Baumeister sich heben konnte über die karrenden, aufschüttenden, sichtenden Arbeiter vorangehender Jahrzehnte, so ist seine formende Hand und sein wägender Blick von eben der Macht geleitet, die Nietzsche in jenem Wort zum Deuter des historischen Lebens beruft.

Freilich hängt alles daran, ob George wirklich so groß ist wie Gundolf ihn sieht, und kein Glaube lässt sich beweisen, nur die Wirkungen können für den Zweifler etwas aussagen über die Ursache, die sie hervortreibt. Aber da sollte es doch schon einiges Nachdenken erwecken, dass ein Mann von den außerordentlichen Eigenschaften und Einsichten Gundolfs sich dort zu williger Gefolgschaft bequemt, wo Außenstehende nur Hybris und Attitüde, gereckte Ichsucht und leeres Zeremoniell zu finden vermeinten. Auch steht ja Gundolf mit seinem Glauben nicht allein, man müsste schon sagen, dass auch die Wolters und Kahler, Bertram und Hildebrandt sich betrogen und eitles Werk getan haben.

II

Gundolf bietet im einleitenden Kapitel des Kleistbuchs den ganzen Reichtum seiner sprachlichen Palette auf, um eine Wesensschau des Dichters zu geben, die den zackigen Sonderling, den großartigsten Eigenbrödlar der deutschen Literatur mit einer Schärfe und Eindringlichkeit als geistige Gestalt erstehen lässt, an die keiner von denen heranreicht, die vordem über Kleist geschrieben haben. Er hat dies Wesen und dies Schicksal bis in seine unerbittlichen Konsequenzen hinein verfolgt, nachdem er wie bei Goethe und George zur geheimen zeugenden Mitte vorgedrungen war. Von ihr aus offenbarte sich ihm Kleist als der „geschichtlich äußerste Ausdruck einer Idee, die im All einmal erscheinen musste: der einsamen Tragik einer volk- und götterlosen Seele“ und sein Drama als der Ausdruck einer Grundspannung „zwischen Kleists einsamem Selbst und der unerreichlichen Welt“. Diese Spannung ist „so stark und die Einsamkeit Kleists ein so großartiges Schicksal, dass sie selbstgenugsam sind, auch ohne Allheit, Erlösung, Gemeinschaft“. Ein in sein Ich gewaltsam eingesperrter Titane, dessen Werke nicht „die reife Frucht eines schöpferisch weisen Lebens, sondern die Ausbrüche eines schöpferisch wilden Grundes sind“, liegt Kleist beständig mit sich selbst im Streit: „Seine Phantasie widersprach seinem Denken und sein Denken seinem Trieb, so dass er im eigenen Lager Zwist hatte, während er Krieg führte nach außen. Jede seiner Anlagen wirkte mit der äußersten, hemmungslosen Stärke . . . , er war ein Grübler von der verbohrtesten Unbedingtheit, jedem Gedanken bis in seine letzten Folgerungen nachwühlend . . . , er war ein ganz überschwenglicher Träumer, jedes Gesicht bis in seine feinsten Farben und zartesten Umrisse vergegenwärtigend . . . und ein gequälter Triebmensch von heißer Sinnlichkeit, schwelgend in maßlosen Wünschen. Und all diese Elemente nicht konzentrisch gelagert oder gezügelt von einem überlegenen Willen, sondern durcheinanderfahrend, einander gegenseitig bald aufhebend, bald ablösend. Vielleicht war nie ein so hoher und reicher Mensch so tief zerrissen.“

Sollte nicht angesichts einer so faszinierenden Charakteristik, bei der der Pfeil bebend im Schwarzen sitzt, der kritische Einspruch einer Verzeichnung des Kleistschen Wesens verwunderlich anmuten? Anämisch und lieblos hat

man dies Buch und seinen Verfasser gescholten, der wie kein anderer in die Klüfte der Kleistischen Seele hinabgeleuchtet hat und auch dort noch, wo er von der Zerrissenheit und dem Unmaß Kleists sich abkehrt, den dämonischen Entfessler seelischer Stürme und weltloser Wirbel in seinem zubedingnen Range tiefer geehrt hat als die leicht entzündbaren Lobredner, die Kleists Qual als Nervenkitzel und seine tragische Besessenheit als ästhetisches Schauspiel genießen.

Freilich ist Gundolf zum Wesen Kleists, nachdem er seiner Gewalt sich hingegeben, seine Substanz erspürt und ihre Ausfaltungen bis in das feinste Filigran helllichtig durchgespürt hatte, in eine Distanz getreten, die unter heutigen Deutschen noch zu selten ist, als dass sie nicht auffallen sollte. Gundolf hat Kleist erlebt, seine unmittelbar einsichtige Wesensschau des Dichters ist gewiss alles andere als errechnet, aber er ist im Erlebnis nicht stecken geblieben, er hat den ihm einsichtigen Wertmaßstab an das Erlebte gelegt, und eben die Bewertung dessen, was er gesehen, nicht die Sicht selbst, hat den Unwillen erregt.

Wer sind nun jene, die das Blut und die Liebe gepachtet haben und Kleist gegen seinen angeblichen Verunglimpfer in Schutz nehmen zu müssen vermeinen? Es sind die Nachfahren des individualistischen Zeitalters, denen Vergegenwärtigung von Individualität an sich, von Besonderheit und Eigenart den obersten Wert eines dichterischen Gebildes ausmacht. So ist verständlich, wenn sie Kleist zum Höchsten preisen, der mit seinen überscharfen Umrissen diesen Ansprüchen entgegenkommt. Gundolf, im Gegensatz zu solchem Nachfahrentum, hat seinen Schwerpunkt schon in einer neuen geistigen Ebene: ihm gilt die schöne Ebengestalt mehr als die charakteristische Ungestalt, die Gemeinschaft mehr als der Einzelne, das Bleibende mehr als das Heutige. Ihm ist Dichtung „die Darstellung der ewigen Menschenmasse, der unsterblichen Weltkräfte, der welterschaffenden und weltzerstörenden Geheimnisse“. Dass von solchem Leben die Kleistsche Dichtung auch in ihren erhabensten Aufschwüngen nichts birgt, dass sie die Eruption eines einsamen Visionärs ist, dessen Natur- und Geistbilder aus Phantasie und Lektüre stammen, nicht wie die der anderen großen Dichter selbst zugleich welthaft sind, dass Kleists Affekte den einzigen Inhalt seiner Dramen ausmachen, dies zu zeigen ist der Antrieb, und es gezeigt zu haben, das Verdienst der Untersuchungen, in denen Gundolf die einzelnen Dramen Kleists in ihrer zeitlichen Abfolge durchgeht. Verdienst freilich nur in den Augen derer, die das Positive sehen, das hinter Gundolfs Ablehnungen steht. Wem der Dichter nicht die ewigen Gesetze singt, gleichviel in welcher Form, und für wen es keine ewigen Maße gibt, gleichviel in welcher Verkörperung, dem wird kaum zu entgegen sein, es sei denn, dass man ihm die Konsequenzen seines geschmäckerischen Relativismus vorhält. Auf solche scheint jene Stelle des Gundolfschen Buches eigens gemünzt: „Die Verherrlichung Kleists als des größten Individualisierers setzt bereits eine Wertordnung voraus: die der Vergötterung des Besonderen an sich. Dann aber muss es jedem unbenommen bleiben, eine Lokalposse über Kleist oder auch Shakespeare zu stellen“.

III

Abgrenzung ist das beste Mittel der Verdeutlichung. Wenn wir mit Hölderlin im *Heroen* den eigentlich großen, den welthaltigen, gottvermittelnden und -kündenden Menschen erblicken dürfen, im *Titanen* den weltsüchtigen,

gottknechtenden, Größe und rundes Vollgewicht nur erstrebenden Menschen, so wird Kleist dem Geschlecht der Titanen beigereicht werden müssen. Als solchen hat ihn Gundolf gegen die heroischen Gestalten Shakespeares und Goethes gestellt, nicht um in billigen Vergleichen zu schwelgen, sondern um eindringlich zu machen, wo unser Lebenswissen um Gott und Welt sich erhellte und erweitert und wo es nur zu bewundern und zu staunen gibt.

Es ist eine Bereicherung der Erkenntnis und, mehr noch, von hohem pädagogischem Werte, dass in einer Zeit, wo das Gefühl für den Unterschied von Leidenschaft und nervöser Überreiztheit so geschwächt ist, dass die moderne Zersetzung wohl gar als gesteigerte Lebendigkeit empfindet, ein unbestechlicher Blick wieder die Klüfte sieht, die Arten, Formen, Ränge vom Wesen her scheiden. Gundolf hat gezeigt, dass solche Kluft zwischen Kleist und Shakespeare befestigt ist: wo der eine aus Affekten heraus dichtet, von einer sinnlichen Ohr- und Nervenbewegtheit her, „bis zur Ekstase erregt und besessen von vorschwebenden, sehnsucht- und grauenerweckenden Gesichtern, von Scheinen der Huld und des Ingrimms,“ dichtet Shakespeare aus einer allmächtigen, welthaltigen Leidenschaft heraus, „nicht erregt von Vorschwebungen, sondern überfüllt und gespannt von einem gequälten Gewoge aller Menschenkräfte, die als Gestalten und Geschehnisse ihm sympathisch beim Blick in die Außenwelt entgegendrängen“.

Das ist ein Unterschied der Art und zugleich ein solcher des Ranges, wenn anders ein Rausch, der aus dem Mangel kommt und in unfruchtbarer Sehnsucht verebbt, tief unter jenem bleibt, der Welten zeugt und Menschen verwandelt mit jener heiligen Nüchternheit, die Hölderlin vom Dichter und großen Menschen forderte, die Shakespeare in jedem Zuge bekundet und die man bei Kleist vergebens suchen wird. Für Begriffspalterei und abschätzige Krittelsucht kann solche reinliche Scheidung des von Natur Geschiedenen, die, mit Goethe zu reden, Adel fühlt und Zweck kennt, nur der halten, dem der Instinkt gebricht für die polare Gegensätzlichkeit des romantischen (und hier ist Kleist Romantiker) und des dionysischen Rausches. Da findet denn freilich unsere ästhetisierende Literarhistorie Hegelscher Nachfolge sich mit der flotten Journalistik des Tages: die eine entwest Shakespeare und Kleist, bis sie in die Kategorie „des“ Tragikers passen, die andere meint Hölderlin und Kleist im selben Atem als Heilmittel gegen die Nöte der Gegenwart empfehlen zu können, wie man das jüngst in einem angesehenen süddeutschen Blatte lesen musste.

Wenn Shakespeare die oberste gestalthafte Norm für die dichteste und umfänglichste Leidenschaft ist, so gibt Goethe ein gleiches Maß für die Kräfte des Bildnerischen und der Weisheit. Auch bei der Abgrenzung Kleists gegen Goethe kommt es Gundolf nicht darauf an, Zensuren auszustellen, sondern Unterschiede sichtbar zu machen, die, vom menschlichen Belieben unabhängig und vom Dafürhalten der Zeiten unverwisch, mit dem Weltganzen gesetzt sind und jedem Wandel entrückt bleiben. Dass es eine unmittelbar einsichtige Weltordnung gibt, von der man wohl sagen kann, sie sei nicht da, die aber trotzdem besteht, wenn auch nicht immer wirkt: dies neu ins Bewusstsein der Menschen zu heben, auch wo sie „vor dem Guten, das ihnen oft beschwerlich ist, murren“, macht ja den sittlichen Sinn einer Literaturbetrachtung aus, die nicht nur Wissen vermitteln, sondern verpflichten will, in religiöser Verehrung, d. h. in Rück-verbinding mit der ewigen Weltordnung, die hier wiedergefunden, anerkannt, in der körperlich-geistigen Einheit der großen

Menschen leibhaftig angeschaut wird und die dem abklingenden Zeitalter verloren gegangen war.

Nur angemerkt sei im Vorübergehen, dass Gundolf und der Kreis, dem er zugehört, mit solchem Bestreben nicht vereinzelt dasteht. Gleiches Zeichen einer umfassenden Zeitwende sind auf benachbartem Boden etwa die *Logischen Untersuchungen* Edmund Husserls und die *Materiale Wertethik* Max Schelers, die mit ihrer Abkehr von den gewohnten Wegen doch auch nur das Alte und Ewige herauszuheben trachten. Auch hier lässt sich am Symbol des großen Menschen ablesen, was die Lager scheidet und wie sie sich scheiden. Mit wachsender Vehemenz entzieht das neue Denken sich dem idealistischen Formalismus und gewinnt die hehre Gestalt Platons eine immer größere Macht über die Geister (vgl. Heinrich Friedemann: *Platon*, Berlin 1914, und Kurt Singer: *Platon und das Griechentum*, Heidelberg 1920). Es ist wörtlich zu nehmen, nicht nur eine witzige Randglosse, wenn Kants Philosophie für Scheler nur mehr die „in metaphysische Ausdrücke gebrachte Geschichte Altpreußens“ ist, und nun hat die Landmannsche *Transzendenz des Erkennens* (Berlin 1923) diese an Schärfe der theoretischen Problemstellung und Weite des historischen Umblicks gleich erstaunliche Leistung einer Frau die Bresche in die hundertjährige Zwingburg der Geister so verbreitert, dass keine Hoffnung mehr besteht, sie je wieder schließen zu können.

IV

Was Gundolf über die schicksalhaft unselige Begegnung Kleists mit Goethe zu sagen hat, ist die wichtigste Stelle des ganzen Buches, und ich möchte sie schon deshalb in vollem Umfang ausheben. Sie steht im *Penthesilea*-Kapitel und knüpft an die bekannte Ablehnung dieser persönlichsten Schöpfung durch den obersten Richter der deutschen Dichtung an, als welcher Goethe auch von Kleist willig anerkannt wurde. „Goethes Antwort und Urteil“ — schreibt Gundolf — „hat man mit der bei uns auch in geistesgeschichtlichen Fragen gewohnten Empfindsamkeit übelgenommen als ein Zeichen seines hofrätlichen Unverständnisses für emporstrebende Genies oder als klassizistische Befangenheit gegenüber einem neuen Stil. Man hat die Beschränktheit in diesem Fall fast immer bei Goethe gesehen, nicht bei Kleist. Man wird gut tun, bei Goethes entschiedenen Ablehnungen, auch wo man sie nicht teilt, das Gesetz zu suchen, das er verteidigt: sie sind niemals bei ihm bloße Geschmacksurteile oder Launen, niemals Ungerechtigkeiten eines puren Ichs, sondern fast immer die mehr oder minder tief begründeten Gegenwirkungen des reinen Menschenmaßes gegen dessen Verzerrungen. *Gelobt* hat er manchmal aus Pragmatismus, wenn Menschen und Werke seinem jeweiligen Schaffenszustand gerade entsprachen, ... aber getadelt hat er nie aus bloßer Misstimmung oder Geschmacksfremdheit heraus, wenn er in dem Fremden eine Ausprägung der ewigen Norm sah. Schiller und Byron waren ihm mindestens so fremd wie Kleist, aber beide waren menschliche Grundtypen in großartigem Gepräge: denn auch Byrons Weltschmerz ist nur die höchste und modernste Steigerung einer ewigen allmenschlichen Seelenlage, die vom Hiob und Aeschylus bis zum Hamlet und Werther immer wieder ihre Stimme finden musste, da die Qual und die Nacht so sehr Gesetz sind wie die Freude und das Licht. Doch in Kleist spürte er vom ersten Augenblick — bei aller Anerkennung der Stoßkraft, der Dynamis — die Widersetzlichkeit, die Ungesetzlichkeit, den Vulkanismus des einsamen Selbst, und er wehrte sich gegen dessen Anspruch, als

eine Norm zu gelten oder die Norm, das heilige Menschenmaß, zu überrennen . . . Nicht dass Kleist sich Goethes Autorität hätte unterwerfen sollen oder können! — er hatte recht, sich als eigne Urkraft gegen den Olympier zu behaupten . . . Aber ebenso ist es von Goethe zuviel verlangt, dass er — schon als junger Titan ein Gesetzesträger (der Träger des weiteren freieren Gesetzes gegenüber den bloßen Verstandesregeln und Gefühlskonventionen) und als reifer Mann ein Gesetzeserfüller — eine schlechthin sprengende Gewalt hätte liebevoll begrüßen und seinen angeborenen Abscheu vor dem Vulkanismus hätte verleugnen sollen in seinem nächsten Bezirk, der deutschen Dichtung. Wir müssen die gutartige Vorstellung abtun, als hätten die großen Geister jeden heute allseits anerkannten Zeitgenossen mit nachschlagwerkhaftem Lob zu bedenken, ja den Störer ihrer Kreise, weil er uns nicht stört oder uns erfreut, zu fördern. Jeder Genius hat eine schöpferische Aufgabe und ein strenges Gesetz, mächtiger und erhabener als alles private Wohlwollen. Die Geschichte ist nicht der Boden der Gutmütigkeit, auch die Geistesgeschichte nicht, sie ist ein Boden des tragischen Kampfes, und so wenig wie in der Tragödie wünschen wir den notwendigen tragischen Ausgang des Kampfes zwischen Gesetz und Person, zwischen Schicksal und Seele versöhnlich umgebogen.“

Es ist diese Stelle, der geistige Angelpunkt des Gundolfschen Buches, die das Missfallen seiner meisten Kritiker und Leser erregt hat. Auch dort, wo man sich nicht ausdrücklich auf sie bezieht, ist der Widerspruch an diesen Sätzen entzündet. Aber von ihnen gilt insbesondere und ausdrücklich, was oben allgemein hin gesagt wurde: der Forscher Gundolf ist vom Forderer nicht zu trennen, dem Literatur Verpflichtung ist, man muss seine geschichtliche Schau als Ganzes bejahen oder rundweg ablehnen. Sie ist bis ins Einzelste und Kleinste gehalten und getragen von einer Gesinnung, die durch das Kleistbuch von diesem Brennpunkt aus sich strahlenhaft verbreitet und die nichts andres will, als die ewigen Normen und die menschlichen Grundhaltungen bekennen und fruchtbar machen. *Nicht* nur die Goethesche. Das zeigt schon der Hinweis auf Schiller und Byron, wie denn auch die Widerlegung des Einwandes nicht lohnt, dass dem Eindeutscher Shakespeares, der dem *Coriolan* und *Macbeth* zum erstenmal eine gemäße deutsche Sprachform fand, der Sinn für das Tragische mangle (es sei denn, dass man auch da die Diagnose auf eine Fälschung des dichterischen Wesens ins gemäßigt Goethesche und statutarisch Georgesche stellt und die Rothesche Umgießung des Shakespeare in den saloppen Umgangsjargon der Straße, dieses allerheutigste Beförderungsmittel einer allgemeinen Bildung, als lebendiger vorzieht und begrüßt). Aber auch ohne das sollte es nicht schwer fallen zu sehen, dass in diesen Sätzen andres und mehr sich ausspricht als die beschränkte Willkür einer literarischen Clique. Sie sind, weit über ihren besonderen Anlass hinaus, das klassisch klare, überpersönliche Zeugnis eines neuen Gefühls für das Schwergewicht, mit dem geistige Entscheidungen von geschichtlichem Höhenrang fallen, einer neuen Einsicht in die Verantwortung, mit der solcher Entscheid die Spätergeborenen belädt und einer daraus entspringenden neuen Wegsicherheit. Darum werden sie dort wirken, wo ja zu wirken am meisten verlohnt, bei einer Jugend, die, wie kaum je ein Geschlecht, mit prüfendem Blick vor dem überkommenen Erbe der Väter steht, weil in den Erschütterungen der großen Umkehr ihnen nur mehr das Lauterste Besitz heißen und nur das Festeste noch Baustein der Zukunft sein darf.

Damit ist nicht gesagt, dass jeder jedes Urteil Gundolfs übernehmen, jede Neuwertung ihm nachwerten solle und könne. So gewiss sein Kleistbild keinem privaten Anlass entstammt, sondern einer höheren Notwendigkeit des Sehens, die an einen Wandel der Zeit sich knüpft, so wenig steht es doch im Belieben selbst des Willigen, ihm in dieser Sicht zu folgen. Denn derlei hängt nicht vom Willen ab, ist nicht Sache des Entschlusses, sondern des Wesens und Erlebens. Wo Literatur nicht mehr Genuss ist und nicht mehr bloß ästhetisches Erlebnis, sondern Erlebnis des ganzen Menschen, zu dem das Blut und die Neigung so gut gehören wie die Einsicht und der Wille, wird der einzelne zu prüfen haben, inwieweit er den neuen Werttafeln sich unterstellt findet oder noch von den überkommenen alten Schätzungen abhängig ist und bleiben muss.

Wer an der strotzenden sinnlichen Fülle, dem derben Naturalismus, der liebevollen Kleinmalerei des *Zerbrochenen Kruges* mit Liebe hängt, dem heißt es gewiss zu viel zumuten, wenn er dieses Werk plötzlich für ein technisches Virtuosenstück halten soll, das Kleist mit seinem bloßen Talent erzwungen habe, ohne es aus seinem Schicksal zu nähren — gesetzt selbst, dass die Vorliebe gegen Gundolfs sachlich sichere Argumentation und scharfsinnige Analyse wenig Beweiskräftiges vorzubringen wüsste. Es gilt hier, was Hans Pfitzner einmal bekannte, als er mit geschärften Waffen gegen die Futuristengefahr in der Musik losschlug: „Im tiefsten Grunde sind das alles Sympathiefragen, und Menschen lassen sich, wenn ihre *Neigungen* nicht mitmachen, selbst bei einfacheren Problemen selten überzeugen, selten durch Tatsachen, fast niemals durch vorgetragene Gründe.“

Was wohl der letzte Meister der Romantik zu Gundolfs Kapitel über das *Käthchen von Heilbronn* sagen würde, das seine überreife Kunst aus enthusiastischer Neigung mit zauberischen Klängen umspielte? „... ein Werk, wo einige spärliche poetische Visionen eingelassen sind in einen Wust bombastischer, ja kitschiger Theaterromantik.“ Heißt das nicht doch die schuldige Achtung vor dem Genius verletzen? Aber man braucht nur die Linien zu verfolgen, die Gundolf verdeutlichend zu Ähnlichem und Verwandtem, zu Goethes *Götz* und Arnims *Kronenwächtern*, von der Gestalt des Käthchens zu Fausts Gretchen und Egmonts Klärchen zieht, um einzusehen (wenn vielleicht auch ohne Sympathie), dass hier durch das Mittel der Abgrenzung das Lebendige über das Requisitenhafte, die Tragik über die Gruselosheit, der reine und große Ton natürlich menschlichen Weibtums über das dämmernd Somnambule, die klare und stolze Demut über den kranken Zwang gehoben wird aus angeborenem Gefühl für das göttlich-natürliche Menschenmaß, aus Ablehnung des unheimlich Reizenden und widrig Kuriosen.

Hat solche Ablehnung ihren allgemeinen Rechtsgrund in einer festen Wertordnung, die gewiss den niederen Werten des technischen Könnens, der Schilderung und Vergegenwärtigung des Alltäglichen und Gewöhnlichen auf der einen, des Abseitigen und Exzentrischen auf der andren Seite ihre relative Geltung nicht absprechen will, wenn sie auch dem Anspruch wehrt, dass diese Werte gepriesen werden, als wären sie eines Ranges mit jenen hohen, die in Dichtungen sich verwirklichen, welche aus seelischem Müssen geboren, das Ewige ins Sinnbild fassen und die unsterblichen Kräfte und Gesetze singen: so rechtfertigt sie sich im besonderen doch eben auch durch den Glanz

und das Licht, in dem nun erst die wahrhaft bedeutenden Werke Kleists erstrahlen.

Zu ihnen rechnet Gundolf auch die *Hermannschlacht*. Man wird aber fragen dürfen, ob dieses Drama, langhin als Gelegenheitsdichtung, wenn auch von großartigem Wurf, unter die Kleistschen Werke der Reife gestellt, nicht in Gundolfs Interpretation eine zu ausgiebige Belichtung und Belobung erfahren hat. Dass dem Erspürer der Kräfte, insofern sie in großen Menschen sich verkörpern, diese Versuchung nahe lag, ist begreiflich, denn er fühlt hier eine der unsterblichen Lebenskräfte mächtig sich regen, die viel seltner würdige und erhabene Dichterstimmen gefunden haben wie die Liebe und das Leid: den Hass. Aber ist nun die schrankenlose Gewalt dieser Leidenschaft in der *Hermannschlacht* wirklich plastisch verewigt, hält das konkrete Hassfeuer der einmaligen Form die Wage, in die Kleist es goss, ist es so ganz gebändigt und dramatischer Sprachleib geworden, wie Gundolf es andernorts und mit Recht vom dichterischen Gebilde fordert?

Wir denken da an das Kapitel über den Prinzen von Homburg und die Würdigung der Gestalt des Großen Kurfürsten: „Dass Kleist sie ersinnen und vor allem durch und durch verwirklichen konnte (und das heißt doch als Ton und Sprachausdruck verwirklichen), ist vielleicht das Höchste, was sich zum menschlichen Ruhme Kleists sagen lässt“.

VI

Wenn im *Prinzen von Homburg* ein Gesundungsprozess fortschreitet, der schon in der *Hermannschlacht* sich ankündigt und den Allzueinsamen einen objektiven Grund in Volk und Heimat finden lässt, nachdem er zeitlebens nach Welt nur gegriffen hatte, so ist für Gundolf der Gipfel des Kleistschen Schaffens doch schon im *Guiskard* erreicht, der, wenn auch nur für einen Augenblick, den Dichter auf Shakespearischer Höhe und in Shakespearischer Luft zeigt: „das einzige Werk, das aus der Konzeption des *Helden* selbst gewachsen ist: in allen anderen sind die Helden und Heldinnen gleichsam hinter der Spannung oder durch die Spannung, die sich an ihnen bekundet. Im *Guiskard* ist die Spannung wie in der antiken und der Shakespearischen Tragödie in den Titelhelden konzentriert. Robert Guiskard ist der einzige unter Kleists Titelhelden, der in sich selbst mit mächtiger Gelassenheit ruht, mit dem Gewicht großer Taten und einer großen Aufgabe.“

Wer weiß, was solche Worte besagen, wird Gundolf ein für allemal von dem Verdacht freisprechen, die Größe Kleists absichtlich verkleinert zu haben oder seiner dämonischen Gewalt mit Ängstlichkeit ausgewichen zu sein. Denn Shakespeare ist für Gundolf ja der Inbegriff dichterischer Größe und schöpferischer Gewalt. Ein Vergleich, sonst abgelehnt, im *Guiskard* aufgenommen und bejaht, sagt aus diesem Munde Gründlicheres, Belangvolleres, Eindringlicheres, als die freigebigen Kleistpanegyriker je vorzubringen wussten, die aus mangelnder Charakterisierungsgabe ihn immer und allerorts anstrengen. Und wo wäre noch eine solche Einsicht in das Wesen des dramatisch Dichterischen zu finden wie die Interpretation zweier Stellen des *Guiskard*-Fragmentes (S. 56 ff.) sie bekundet: welche Fähigkeit, das sprachlich Gestaltete in seiner sinnfälligen Geste aufzunehmen, in seiner inneren Gewichtsverteilung durchzutasten, in seinen entscheidenden Tonfällen zu hören, und dann all dies, ins Bewusstsein heraufgehoben, von der Ratio her noch einmal nachzubilden und als Wissen zu besitzen!

Wer hat, vor Gundolf, auch nur die sprachlichen Mittel zur Verfügung gehabt, um der *Penthesilea* gerecht zu werden? Gerecht: das heißt nicht, in pathetischen Ergüssen von seinem Erlebnis schwärmen oder mit gelehrten Ausführungen den Gegenstand des Erlebens in Begriffsnetze oder weitere geschichtliche Zusammenhänge eingliedern (das haben auch andre getan), sondern ihn von seiner organischen Mitte her zu reproduzieren, die einmalige Idee des Werkes zugleich mit der Atmosphäre heraufheben, in der sie sich bilden konnte und der Leib der Dichtung erblühte. Einen so ausgeprägten Sinn für das Wirkliche, für das spezifisch Einmalige allen Lebens und, nötiger noch, einen so klaren Blick für den Unterschied des nur Gedachten vom wahrhaft Ideellen, das nur eine tiefere gedrängtere Schicht des Lebendigen und Wirklichen ist — wer hat sie heut noch, oder vielmehr, wer hat sie heut schon wieder? Gundolfs Gesamtschau und -wertung des Kleistschen Wesens, wie sein Einleitungskapitel sie ausbreitet, bestätigt und beglaubigt sich am stärksten in der Würdigung des Kleistischnen Dramas, der *Penthesilea*. Nie ist das besondere Wesen dieser exzeptionellen Dichtung so kräftig erfasst, ihre süß wilde Seelenmusik so unmittelbar vergegenwärtigt worden.

Wenn dann freilich gerade hier der Abstand, den Gundolf zu Kleists hemmungsloser Besessenheit nimmt, am deutlichsten wird, so spricht es nur noch mehr für ihn, dass er diesem Schauer und dieser Magie sich hingeben durfte, ohne von ihr verführt zu werden. Weit entfernt, in solcher Distanz ein Zeichen der Schwäche zu erblicken, soll man sie vielmehr als Zeichen einer neuen Stärke begrüßen, die wohl das Unmaß, den weltlosen Taumel, die gemeinschaftlose Ekstase einer einsamen Seele zu würdigen weiß, aber ihre Verehrung den großen Menschen aufbehält, deren gewaltiges Ausströmen mit Fruchtbarkeit gleichbedeutend ist und die das feste Maß und die Weisheit in Händen halten.

Noch einmal: das ist nicht Sache des Entschlusses, sondern des Müssens, und kommt aus einer neuen Weltsituation heraus. Immer wieder wird das Bild der Dichter mit einer solchen durch die Zeiten hin sich wandeln. Dass aber Gundolf der Berufenste ist, von solchen Wandlungen in der Dichtung zu künden, das wissen heut schon viele.

MÜNCHEN

GONRAD WANDREY